

Predigt zum Sonntag Lätare, 4. Sonntag der Passionszeit,  
zum 22. März 2020, anlässlich des 250. Geburtstag von Friedrich Hölderlin

*„Mit gelben Birnen hänget  
Und voll mit wilden Rosen  
Das Land in den See,  
Ihr holden Schwäne,  
Und trunken von Küssen  
Tunkt ihr das Haupt  
Ins heilignüchterne Wasser.“*



Welch eine romantische Stimmung! Die vollen Obstbäume tragen reife Frucht, die wilden Rosen blühen und weiße Schwäne tauchen ihr Haupt selbstvergessen in den See. Man kann sich in eine solche spätsommerliche Stimmung gut hineinverdenken. Eine friedliche Landschaft, frei von Menschen und lärmendem Autoverkehr. Nur der Spaziergänger, mit sich selbst allein in Gottes freier Natur. Das klingt wie Balsam für die Seele. Friedrich Hölderlin hat dieses Gedicht geschrieben, 1803, im Alter von 33 Jahren. Es trägt die Überschrift: „**Hälfte des Lebens**“.

Doch wie weit sind wir derzeit von einer solchen Stimmung entfernt? An romantische Herbsttage mögen, ja können die meisten von uns derzeit noch gar nicht denken. So sehr hält uns gegenwärtig eine so ganz andere Stimmung fest im Griff. Wie über Nacht, von einem Tag zum anderen, hat das Corona-Virus unser vertrautes Lebensgefüge ins Wanken gebracht. Angst und Ungewissheit, ein Weltgefühl von Unsicherheit, prägen diese Tage. Untergangsstimmung macht sich breit, mit einem Mal ist alles anders geworden. Mit einem Mal spüren auch wir überdeutlich und konkret die Bedrohung unserer eigenen Gesundheit und unseres eigenen Lebens. Noch gibt es keinen Impfstoff, kein wirklich wirksames Gegenmittel. Noch ist überhaupt nicht absehbar, wie viele

Menschen noch erkranken, und wie viele Menschen daran wohl noch sterben werden. Fakt ist: Alles ist mit einem Mal anders! Corona, Covid-19, diese Begriffe füllen gerade Zeitungen und Berichte. Alles wird gegenwärtig davon bestimmt. Die Politik versucht gegenzusteuern, die Wirtschaft gerät ins Wanken, die gesellschaftlichen Folgen sind unabsehbar. Eine ungewisse Zukunft steht uns bevor. Merkwürdig wie schnell anderes davon an den Rand gedrückt wird und seine Wichtigkeit verliert. Viele von uns fühlen sich ausgeliefert. Unsere menschliche Endlichkeit und Zerbrechlichkeit werden uns dichter vor Augen geführt als in all den Monaten und Jahren zuvor.

Als Hölderlin seine Zeilen zu Papier bringt, da steht er tatsächlich an der Schwelle zur Hälfte seines eigenen Lebens. Am **20. März 1770**, vor 250 Jahren, wurde er in Lauffen am Neckar, im damaligen Herzogtum Württemberg geboren. Auch sein Gedenken ist in diesen Tagen etwas untergegangen. Die scheinbar so romantische erste Strophe zu Eingang ist nur der erste Teil seines Gedichtes. Es ist in der Tat nur die erste „Hälfte“. Wie in einem krassen Gegensatz dazu, lesen wir dann den zweiten Teil:

*„Weh mir, wo nehm' ich, wenn  
Es Winter ist, die Blumen, und wo  
Den Sonnenschein,  
Und Schatten der Erde?  
Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen.“*

Liebe Gemeinde, hier wird ein starker Kontrast zur ersten Strophe geschaffen. Das trifft unsere Stimmung schon viel eher. „Winter, Schatten, sprachlos kalte Mauern, Fahnen klirren im Wind. Eingeleitet mit »**Weh mir**«“.<sup>1</sup>

Ist das etwa die Beschreibung für die zweite Hälfte des Lebens? Nur wenige Jahre nach Abfassung dieses Gedichtes, 1807, zieht sich Friedrich Hölderlin nach einem Aufenthalt in der Authenriethschen Klinik in einen Turm des Tübinger Tischlermeisters Ernst Zimmer zurück. Als er in den Turm zieht, galt er als unheilbar, man stellte ihm nur noch wenigen Jahren Lebenszeit in Aussicht. Es heißt dann später, - bis in unsere Tage hinein -, dass er sich in den Wahnsinn und in die geistige Isolation selbst hinein geflüchtet hätte. Ob das alles so stimmt, oder ob es nicht doch eine selbstgewählte Immigration in die Einsamkeit war. Man mag darüber streiten.

Hölderlin bleibt bis zu seinem Tode 1843 in diesem Turm, er stirbt mit 73 Jahren. Liebevoll wurde er über viele Jahre von Lotte Zimmer, der Tochter des Tischlers, gepflegt. In dieser gesellschaftlichen Isolierung dichtet Hölderlin jedenfalls weiter, immer wieder gequält von zeitweiligen Anfällen und finsternen Seelenstunden. Hölderlin ist in der Tat eine tragische Dichtergestalt, er „befindet sich zeitlebens im Kampf, im steten und zähen Ringen um innere Befreiung und um die Reinheit des Denkens“.<sup>2</sup>

„**Weh mir...**“, weh uns...! Wo nehmen wir gerade Gewissheit her?

Die Blumen, Osterglocken und Hyazinthen, durchbrechen in diesen Tagen schon das Erdreich. Das Frühjahr kündigt sich mit lauten Stimmen und all den Spuren in der wiedererwachenden Natur deutlich an. Es ist Passionszeit, Ostern steht bevor. Doch wie wollen wir das in diesem Jahr feiern? Vielleicht einmal ganz anders, noch bewusster als sonst? In der Familie, im Kreis weniger, lieber und vertrauter Menschen?

---

<sup>1</sup> So der Versuch einer Formulierung in: „Unzählig blühen die Rosen“ – Eine Rose für die Dichter, Vortrag und Lesung mit Musik, in der Christus-Kirche Wandsbek, am 2. Juni 2018.

<sup>2</sup> Ebd.

Vielleicht erleben wir das Fest der Auferstehung ja doch inniger als gewohnt. Wir könnten es zumindest versuchen. Wir erleben gerade eine richtige Leidenszeit in Europa, dem weltweiten Epi-Zentrum der Ausbreitung dieser furchtbaren Pandemie. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass meine Generation, dass wir alle, so etwas noch einmal miterleben müssen. Und was heißt hier „noch einmal“? So etwas war noch nie da! Auch wir sind gerade etwas sprachlos, unbeholfen, wie wir mit der Krise umgehen sollen. **„Im Winde klirren die Fahnen“**. Das ist ein Ausdruck von Hilflosigkeit und tödlicher Kälte. Viele können das gegenwärtig wohl so nachempfinden.

*„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,  
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,  
April und Mai und Julius sind ferne  
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne!“<sup>3</sup>*

So dichtet Hölderlin, da war er schon einige Jahre im Turm (1811). Ihm war seine Lebenssituation völlig bewusst. Immer wieder gab es in seiner Stille und Einsamkeit dann doch wieder lichte Momente. Augenblicke des Aufbruchs dichterischen Schaffens. Und doch war sein Leben eine regelrechte Passionszeit. Von sensibler Natur, immer auf Wegen, die doch seiner zarten Seele nicht entsprachen. Zu **„Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“<sup>4</sup>**, schwelgend verliebt und dann auch wieder verloren in den Momenten tiefster Einsamkeit. Und aus diesen spannungsgeladenen und lebenszyklischen Höhen und Tiefen heraus hat er ein großes und wunderbares Werk hinterlassen. In Hölderlin spiegelt sich auch das Leiden des modernen Menschen, die tiefsten Momente existentieller Niedergeschlagenheit und die abgründigen Zweifel am guten Ausgang und aller Sinnhaftigkeit des Lebens.

---

<sup>3</sup> Friedrich Hölderlin: *Sämtl. Werke, Briefe und Dokumente*. Bremer Ausgabe, hrsg. von D. E. Sattler, Bd. 12. München 2004, S. 41.

<sup>4</sup> Bekanntes Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes Tragödie „Egmont“, von 1788.

Die pietistische Frömmigkeit seiner Jugendtage, der schlichte Glaube seiner Mutter, haben ihn nicht durchtragen können. Sein Leben und Werk sind zugleich ein beständiges Ringen mit dem ererbten christlichen Glauben. So sucht er schließlich Trost im antiken Griechentum, - zu deuten als vielleicht verzweifelter Versuch, wieder zurückzukommen zu den Quellen europäischer Kultur. Eine Rückkehr zur für ihn so reinen und unschuldigen Wiege des Abendlandes. Ob es ihn tiefer erfüllt hat? Wir haben darauf keine passende Antwort.

Kurz bevor Hölderlin in die Klinik kommt, hat er noch seine wohl berühmteste Hymne „Patmos“, für den damaligen Grafen von Homburg gedichtet, - das wohl bekannteste Gedicht Hölderlins. Benannt nach der griechischen Insel, an dem der biblische Seher Johannes die göttliche Offenbarung Gottes empfangen hat. Patmos ist seither ein symbolischer Ort für die bedrängte Christenheit, wo Gott selbst Trost in dunkler Zeit verkündet hat. Es lohnt sich, das Gedicht noch einmal nachzulesen. Dort heißt es zu Beginn:

*„Nah ist  
Und schwer zu fassen der Gott.  
Wo aber Gefahr ist, wächst  
Das Rettende auch.“*

Liebe Gemeinde, hier ist noch ein Rest christlicher Grunderkenntnis zu hören. Eine Verheißung biblischer Couleur, die Hölderlin wohl doch für seinen ganz eigenen Glauben noch behalten hat. So fern Gott auch erscheint im Leid, er ist doch nah zugleich. So „schwer zu fassen“, - in der Tat steht hier „zu fassen“! – was doch intensiver klingt als „glauben“. Gerade hier kommt mir das Kreuzeswort Jesu in den Sinn: „**Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen**“ (Mk. 15,34), so schreit der sterbende Jesus es in den Himmel hinauf.

Selbst Jesus kannte, fühlte und durchlitt das menschliche Gefühl endloser Verlassenheit und Gottesferne, denn er war ein „wahrer Mensch“. In ihm hat Gott selbst gelitten, so wie er in jedem Geschöpf mit-leidet. Auch das ist biblischer Grundbestand! Dieser Gott ist nicht verstehbar, nicht auszumessen, nicht zu verrechnen mit unserem eigenen Schicksal. Der ferne Nahe, der nahe Ferne, - immer beides in Einem. Alle Erfahrungen mit dem biblischen Gott decken sich damit. *„Und schwer zu fassen der Gott“* – das bleibt so, unumkehrbar!

Wir blicken Gott nicht in die Karten. Die große Warum-Frage, das dunkle und finstere „Warum?“ des Lebens, wird hier nicht aufgeklärt. Die ersten und letzten Pläne werden nicht aufgefaltet. Aber seine Nähe wird uns dennoch verheißen. Sie gilt! Auch das ist der Kernbestand des Glaubens. Die wohl tiefste Verheißung, an der wir festhalten können; auch wenn es jetzt (noch) keine letzten Antworten gibt. Wenn ich das hier sage, bin ich mir der damit erzeugten Spannung bewusst. Unser Glaube ist kein todsicheres Rezept, sondern nur erfahrbares und verheißungsvolles Angebot in den dunklen Momenten unseres Lebens. Nur wer dies selbst durchlaufen hat, an sich selbst erfahren hat, nur wer dies in der Tiefe eigenen Leidens und in den Momenten der Gottverlassenheit selbst erfahren hat, wird dem wohl vorbehaltlos zustimmen können. Es bleibt das Angebot des Glaubens, die wohl größte Herausforderung unserer Existenz, diesem einzuschlagen. Daneben wird es wohl auch immer den Zweifel geben, ob es nicht doch nur hilflose Vertröstung ist, ob wir Christen uns damit nicht nur angesichts kosmischer Leere frohschwätzen wollen. Das bleibt so - wie in der Liebe. Nur wer sie selbst erlebt, der weiß auch, was sie wirklich ist. Eine Antwort auf die Krise unserer Zeit, auf das Wohin und Warum dieser finsternen Wochen und Monate, mit einem so unsicheren Ausgang für uns alle, wird das alles nicht sein. Kann es nicht geben!

Unser Glaube ist keine letzte Antwort, aber er ist doch ein hoffnungsvoller Umgang mit der Krise, hinter die wir auf Gott blicken. Ein Versuch in dieser Passionszeit, die doch für wirklich viele gegenwärtig eine wahrhafte Zeit des Leidens ist. Nur ein bescheidener Versuch Trost zu finden, ausgehend von der großen Verheißung unseres Glaubens an den Gott, der in Christus alle menschlichen Tiefen selbst durchschritten hat. Nur ein Versuch, in der Ohnmacht unserer Tage noch Worte zu finden. Was auch immer kommen mag, unsere Worte bleiben nicht die letzten Worte! Es wird wieder eine andere Zeit kommen. Wir werden die Krise überwinden. Was jetzt ist, bleibt nicht! Und mit allem, was kommt, kommt immer auch Gott. Daran lasst uns festhalten! Daran lasst uns glauben! Und diesen Glauben schenke uns Gott selbst! Bleiben Sie gesund! Passen Sie auf sich auf! Amen!

Richard Hölck, Pastor  
Christus-Kirche Wandsbek  
20. März 2020